

Die Privatisierung des Krieges und die Globalisierung der Gewalt

Bericht zur theoretischen Lage

Technische Innovationen in der Kriegsführung gab es nach Georg Wilhelm Friedrich Hegel immer dann, wenn ein Bedürfnis danach bestand. So war es auch beim Schießpulver: „Die Menschheit bedurfte seiner, und alsobald war es da.“ Doch dabei beließ er es nicht. Mit dem Schießpulver und dem Gewehr begann eine neue Phase in der Weltgeschichte. Mit dem Gewehr wurde die Tapferkeit abstrakt. „Das Schießpulver hat [...] eine vernünftige, besonnene Tapferkeit, den geistigen Mut zur Hauptsache gemacht. Nur durch dieses Mittel konnte die höhere Tapferkeit hervorgehen, die Tapferkeit ohne persönliche Leidenschaft; denn beim Gebrauch der Schießgewehre wird ins Allgemeine hineingeschossen, gegen den Feind und nicht gegen besondere Personen.“¹ Der Einsatz von „high tech bombing“ und Präzisionswaffen im zweiten Golfkrieg und im Kosovokrieg trieb den Krieg tatsächlich auf ein bisher nicht gekanntes Abstraktionsniveau. Nicht nur sah und kannte der Pilot seine Opfer nicht. Mit von der Partie war auch das heimische Publikum der Nachrichtensendungen, das an den Bombardierungen teilnahm. Die Abstraktionsleistung der Videokamera erzeugte den Eindruck eines sauberen Krieges. Es entstand das Bild einer chirurgischen Operation am Feind aus der Luft mit dem Sezierbesteck. Der zweideutige medizinisch-militärische Begriff der ‚Operation‘ verwandelte den Krieg in eine Wohltat, das Sterben in eine Gesunderhaltungsmaßnahme. Die Waffen zielten auf einen Feind und gleichzeitig auf den Eindruck einer alternativlosen medizinischen Operation zur Gesunderhaltung.

Für Hegel gehörte der Krieg samt seiner technischen Seite nicht nur zur menschlichen Geschichte, sondern auch zur Geschichte der Entfaltung menschlicher Freiheit. Die Beschäftigung mit dem Krieg mußte damit mehr sein als bloße Schlachten- und Technikgeschichte. Sie gab Auskunft über die Begriffe, in denen sich eine Gesellschaft selbst verstand. Anders als es der Volksmund will, sprechen die Waffen jedoch nicht. Diese Aufga-

be übernimmt ein Heer von Analysten und professionellen Beobachtern aus allen akademischen Disziplinen. Hier vollzieht sich die intellektuelle Abstraktion des Krieges. In Deutschland scheint es so, als ob die Kriegsdeutung, ein klassischer Gegenstand der Geschichtswissenschaft, heute vor allem von Politikwissenschaftlern und Politikern übernommen wird. Das Schweigen der Historiker spricht allerdings Bände. Nach den jüngsten Studien des israelischen Militärhistorikers Martin van Creveld², der britischen Politologin Mary Kaldor³ und des Berliner Juristen Ulrich K. Preuß⁴ liegt jetzt mit den beiden Büchern des Berliner Politikwissenschaftlers Herfried Münkler und dem Gewalt-Essay des SPD-Politikers Erhard Eppler eine ganze Palette von Deutungsperspektiven vor, zumal Herfried Münkler auch noch, für einen Politologen eher ungewöhnlich, die Rolle des Historikers gleich mit übernimmt und die Formen der Kriegsführung seit der frühen Neuzeit nachzeichnet.⁵

Die Kriege auf dem Balkan und im Kaukasus seit 1991 legen schon länger eine Ähnlichkeit zur politischen Problemgeschichte Europas vor und nach dem Ersten Weltkrieg nahe. Der Zusammenbruch des Ostblocks stellte im wesentlichen die nationalstaatliche Ordnung der Pariser Vorortverträge von 1919 wieder her, die nach dem Selbstbestimmungsprinzip Nationalstaaten an die Stelle von Reichen gesetzt hatte. Auch der Unruheherd Balkan deutet auf die ungelösten politischen Fragen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hin. In Jugoslawien bestehen heute noch viele derjenigen ethnisch-politischen Konflikte, die den Anlaß, wenn auch nicht die Ursache des Ersten Weltkrieges bildeten. Ihre militärische Eskalation zeugt nicht von einer politischen, ganz zu schweigen von einer gesellschaftlichen Bearbeitung. Sind die „neuen Kriege“ also die alten Kriege? Zeigen sich hier wie dort ähnliche Bedürfnisse, die sich vergleichbare Mittel wählen?

Bei genauerem Hinsehen fallen die Unterschiede zwischen der heutigen Lage und derjenigen Europas vor 1914 ins Auge. Neu gegenüber 1914 sind das Programm der ethnischen Säuberung, die große Bedeutung von Söldner-Milizen und Kindersoldaten, aber auch die religiöse Aufladung des Konflikts zwischen Serbien und Bosnien, Bosnien und Kroatien, Kroatien und Serbien, im Kaukasus zwischen Tschetschenen und Russen. Diese Kennzeichen finden sich nicht nur in Europa, sondern auch auf anderen Kontinenten, vorzugsweise in Afrika und in Südostasien. Die Unterschiede zwischen den Konflikten des imperialen und des postindustriellen Zeitalters überwiegen ihre Ähnlichkeiten.

Das frühe zwanzigste Jahrhundert ist nicht der einzig mögliche Vergleichspunkt. Herfried Münkler sieht große Ähnlichkeiten zwischen den „neuen Kriegen“ im 21. Jahrhundert und dem Dreißigjährigen Krieg. Genauso wie die zahlreichen „low-intensity conflicts“ (Martin van Creveld) in der Dritten Welt schwelte der Dreißigjährige Krieg seit der Mitte der 1630er Jahre vor sich hin, nachdem sowohl der Schwedenkönig Gustav Adolf als auch der katholische Habsburgerkaiser ihre Chancen auf die Vorherrschaft verloren hatten. Das Kriegshandwerk besorgten damals die Kriegerunternehmer: allen voran Wallenstein, Tilly, der schreckliche Mansfelder, Bernhard von Weimar oder Christian von Braunschweig und andere. Sie übten das Kriegshandwerk privat und im staatlichen Auftrag aus, ganz ähnlich wie dies heute die berüchtigten Warlords in Somalia, in Sierra Leone, im Kongo oder in Angola tun. Entsprechend unkontrollierbar wurden die Söldnertruppen. Dies gilt für Mogadischu 1992 genauso wie für die kaiserlichen Truppen während der Belagerung Magdeburgs 1631. Die Folge war hier wie dort Gewalt gegen Nichtkombattanten, vorzugsweise gegen Frauen. Massenhafte Vergewaltigungen waren ein Kennzeichen des Krieges im 17. wie auch im frühen 21. Jahrhundert. In dem Maße, wie die Kriegsführung privatisiert wurde, richtete sie sich gegen die Schwächsten. Wie alt dieses Muster ist, kann man schon in der Ilias nachlesen. Den Griechen wurde die Belagerung Trojas mit dem Hinweis schmackhaft gemacht, keiner sollte „zur Fahrt nach Hause sich drängen, ehe er nicht mit einer der trojanischen Frauen geschlafen hätte.“ (Ilias II, 355).

Vor allem aber verband die Ökonomie die

„neuen“ mit den alten Kriegen. Die privaten Kriegerunternehmer verfügten hier wie dort über unbeschränkten Nachschub von außen. Die Konfessionsparteien konnten sich auf die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen verlassen. Die heutigen Warlords beziehen Waffen auf den weltweiten Waffenmärkten, Kämpfer aus den religiös radikalisierten Unter- und Mittelschichten der Dritten Welt und das nötige Kleingeld von wirtschaftlich interessierten Dritten, die den Zugang zu Rohstoffen aller Art kontrollieren wollen. Die neuen und die alten Kriege waren in sich diffus und schwer gegeneinander abzugrenzen. Der Dreißigjährige Krieg kam aus zahlreichen kleinen Kriegen zustande, die sich verwoben und verketteten. Ähnlich steht es mit den über zwanzig Jahre andauernden Kriegen in Afghanistan, in Angola, im Kongo, wie auch mit dem Nahostkonflikt. Neue und alte Kriege sind Kriege zwischen prinzipiell Ungleichen. Sie sind asymmetrische Kriege. Ziel des Krieges ist nicht die Entscheidung, sondern die Zermürbung des Gegners und seiner Ressourcen, aber auch die schlichte Fortführung des Krieges als ökonomische Form *sui generis*, die ihre Akteure in Lohn und Brot hält. Sicherheitspolitiker sehen darin die „Rückkehr des Mittelalters“, nachdem sich die Kriegsführung seit dem 17. Jahrhundert von diesen Formen verabschiedet hatte.

Die neuen und die alten Kriege miteinander zu vergleichen, bedeutet nicht, sie gleichzusetzen. Gegen die Identität ließe sich eine ganze Fülle historischer Beobachtungen vorbringen. Doch damit würde man der Perspektive des Münklerschen Kriegsnarrativs nicht gerecht werden. Der wichtigste Vergleichspunkt zwischen neuen und alten Kriegen liegt nämlich in beider Distanz zum Paradigma des staatlich geführten Krieges. Die eigentliche Pointe des Vergleichs liegt in diesem *tertium*, der Hegung des Krieges durch Staatsbildung und Völkerrecht, von dem die modernen Warlords mit ihren Pick-up-Trucks und die Kriegstrosse des 17. Jahrhunderts gleich weit entfernt sind. Die „kleinen Kriege“ (Clausewitz) folgen anderen Gesetzen als die großen Kabinettskriege zwischen Staaten. Sie sind nicht-trinitarische Kriege, in denen die Dreieinigkeit von Regierung, Streitkräften und Bevölkerung nicht mehr gilt oder noch nicht galt.⁶ Mit der forcierten Staatsbildung begann für die Kriegsführung eine neue Ära. Herfried Münkler nennt hierfür vor allem ökonomische Gründe. Kriege wurden mit

dem Vormarsch der Artillerie, den Innovationen einer verbundenen Kriegsführung und dem aufkommenden Kriegsschiffbau extrem teuer. Artillerie, Infanterie und Kavallerie kämpften seit dem 17. Jahrhundert in verbundener Kampfweise. Dieses Uhrwerk nach einem gemeinsamen Plan zu lenken und zu dirigieren war nur noch der Territorialstaat in der Lage, ganz abgesehen von den enormen Kosten, die der Übergang zur verbundenen Kriegsführung und den stehenden Heeren verursachte. Die politische Ökonomie des Krieges erzwang seine Verstaatlichung. Nur noch die Territorialstaaten konnten derart komplizierte Gebilde von ineinandergreifender Artillerie, Infanterie und Kavallerie samt ihrer Ausbildung unterhalten. Da beide Seiten dieses Ziel verfolgten, entstand ein System der Symmetrie, das alle Beteiligten nach jeder Innovation auf der einen Seite zwang nachzuziehen. Das Ergebnis waren explodierende Kosten. Betrug die englischen Marineausgaben zwischen 1585 und 1604 noch 1,4 Millionen Pfund, so waren es zwischen 1689 und 1697 ganze 19 Millionen Pfund.

Staatliche Kriege wurden so zu symmetrischen Kriegen zwischen im Prinzip gleichen Gegnern. Zum Recht, Krieg zu führen, dem *„ius ad bellum“*, trat jetzt das Kriegsvölkerrecht, das *„ius in bello“*. Die Fiktion des gerechten Krieges, des *„bellum iustum“*, wich dem gerechten Krieg von beiden Seiten, dem *„bellum iustum ex utraque parte“*. Der Feind wurde zum gerechten Feind, zum *„iustus hostis“*. Das Kriegsvölkerrecht sollte der Entgrenzung des Krieges entgegenwirken. Im Unterschied zu den Kriegsunternehmen der frühen Neuzeit machten die verstaatlichten Kriege genaue Unterschiede und nahmen klare Zurechnungen vor. Die verstaatlichten Kriege waren nach ihrem bekanntesten Theoretiker Carl von Clausewitz durch die Triade von Zweck, Ziel und Mitteln definiert, außerdem durch die Trennung von Taktik und Strategie, durch das Kräftemessen an einem einzigen Punkt in Raum und Zeit, der Entscheidungsschlacht, vor allem aber durch die Trennung von Kombattanten und Nicht-Kombattanten. Diese Entwicklung bedeutete eine Rationalisierung des Krieges. Kriege waren jetzt gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen klar abgegrenzten Personenstäben. Den Einsatz bildeten die Staatsterritorien. Überhaupt stach die Territorialisierung des Krieges hervor, die mit der Herausbildung des modernen Staates korrespondierte, der vom Personenverband zum Territorialverband mutierte.⁷

Tatsächlich traf die Verstaatlichung des Krieges nur für Europa, nicht dagegen für den Krieg in den Kolonien zu, wo er weiter den alten Regeln folgte. Aber auch in Europa blieben sich die menschlichen Kosten des Krieges gleich, weil ein Großteil davon externalisiert wurde. Um in Preußen die hohen Mannschaftszahlen zu erreichen, wurde eine rigorose Anwerbepraxis in den ländlichen Unterschichten eingeführt. Durch das sogenannte Kantonssystem, das den Truppenteilen bestimmte Rekrutierungsgebiete zuwies, wurde die militärische Logik in den sozialen Alltag breiter Schichten übersetzt. Die Militarisierung des absolutistischen Staates, die extremen Härten und Entwurzelungen der Aushebungspraxis und die militärische Zurichtung immer größerer Bevölkerungsmassen waren der Preis, der für die Rationalisierung des zwischenstaatlichen Krieges bezahlt wurde. Aber auch so waren die menschlichen Kosten immer noch erdrückend hoch: 40 Prozent der preußischen Soldaten fielen trotz Drill, Kommandosprache und verbundener Kriegsführung selbst dann noch, wenn der König siegte. Nur einer von 15 preußischen Soldaten, die den Siebenjährigen Krieg begonnen hatten, überlebte ihn auch.⁸

Die Pointe der Analyse Münklers ist die These von den „neuen Kriegen“, die nicht mehr staatliche Kriege sind und dennoch Kriege bleiben. Das Ende des weltpolitischen Gegensatzes zwischen Ost und West hat auch wieder die Kriegsführung auf kleiner Flamme möglich gemacht. Bürgerkriege werden wahrscheinlicher, weil sie nicht mehr in ein internationales Mächtegleichgewicht eingreifen, sondern isoliert von den Interessen der Großmächte geführt werden können. Weil sich aus dem gleichen Grund nach 1991 der Bedeutungsverlust Afrikas rapide beschleunigt hat, häufen sich gerade dort die „neuen Kriege“: in Westafrika, in Zentralafrika und im Süden Afrikas. Der Bürgerkrieg frisst die letzten verbliebenen Ressourcen des schwarzen Kontinents. Sind innerstaatliche Gewalt und Terror die Signatur der Kriege im 21. Jahrhundert? Sind die Kriege in Sierra Leone, im Kongo, in Ceylon, Kolumbien etc. überhaupt neu? Mehr noch: Handelt es sich dabei überhaupt um Kriege?

Erhard Eppler erhebt hiergegen Einspruch und will am Begriff der privatisierten Gewalt festhalten. Er unterscheidet dabei eine ‚Privatisierung von oben‘ über Paramilitärs und eine wildwüchsige ‚Privatisierung von unten‘. Dafür kann er eine Fülle

von Beispielen anführen.⁹ An der Kommerzialisierung und Privatisierung von Gewalt hält auch Münkler fest, doch gehen heutige Konflikte für ihn darüber hinaus. Die Strategie der gezielten Asymmetrisierung in den „neuen Kriegen“ setzt noch als Folie das Handlungsmuster der Staatenkriege und ihrer Symmetrie voraus. Es prallen prinzipiell ungleichartige Militärstrategien und Politikrationalitäten aufeinander, die sich allen völkerrechtlichen Begrenzungen und Regulierungen entziehen. Das Muster ist immer das gleiche: Der Kleinere und Ärmere erntet die Sympathien der Öffentlichkeit und legitimiert sich – David gegen Goliath. Die Rolle des David ist begehrt als Loyalitätsproduktionsmaschine. Goliath gibt den perhorreszierten Feind. Hierzu bietet der Einsatz der Medien auf dem Kriegsschauplatz die beste Voraussetzung. Der Partisanenkrieg, auch der Terrorismus und die Intifada sind tagesschaufähig. Wenn Jugendliche Steine auf schwerbewaffnete israelische Soldaten schleudern, ist ihnen die Sympathie auch der internationalen Öffentlichkeit sicher. Was intern „heiliger Krieg“ genannt wird, erhält so einen täglichen Sympathiebonus in der Informationsgesellschaft.

Die Analyse der gezielten Asymmetrisierung durch Einsatz von Medien auf dem Kriegsschauplatz beweist, wie mit der Symmetrie staatlicher Kriege gespielt, daß sie zitiert und persifliert werden kann. Aber wenn Staatenkriege zitiert werden, macht dies die Intifada und die Massaker im Kongo und Sierra Leone noch nicht zum Krieg. Asymmetrisierung, Privatisierung und Kommerzialisierung können auch als Anzeichen neuer Gewaltformen angesehen werden. Von der halben Milliarde moderner und leichter Handfeuerwaffen auf dem Erdball sind 41 Prozent in der Hand von regulären Streitkräften, 56 Prozent gehören jedoch Zivilpersonen mit Waffenschein.¹⁰ Das trifft vor allem auf die zahllosen Handfeuerwaffen in Kinderhänden zu – Toys„R“us und Wars„R“us reichen sich die Hand. Wenn der Staat als Gewaltmonopolist zurücktritt, lösen nicht „neue Kriege“ die alten ab, sondern die Gewaltausübung wird privatisiert. An die Stelle von öffentlich-rechtlichen Gewaltkollektiven treten privatrechtliche. Der Terror und die Gewalt in Sierra Leone und im Kongo sind keine Staatsbildungs- oder Staatszerfallskriege. Diesen Abstraktionen gegenüber verhalten sie sich neutral. Die flächendeckende Gewaltausübung in Afrika, Asien und Südamerika wird nur selten durch einen Gewalt-

monopolisten behindert. Das Phänomen der Gewalt selbst tritt hier ganz ungezähmt auf. Die Gewaltsoziologie fordert schon länger, auf das Phänomen der Gewalt selbst und nicht nur auf seine Ursachen und Formen einzugehen. Gewalt ist anlaßlos und kann jederzeit entgrenzt werden, sie ist situationsoffen und dynamisch prozeßhaft. Sie ist eine Jedermannsressource, gleichsam eine „normale“ Machttaktion, durch ihre Körperbezogenheit ist sie der Inbegriff sinnlicher Erfahrung und der unverzichtbare Referenzpunkt physischen Verletztseins und körperlichen Leids.¹¹

Wenn zweimal geschossen wird, muß damit nicht die gleiche Abstraktionsleistung einhergehen. Nicht jede Kugel zielt auf einen abstrakten Feind, nicht jede Tapferkeit wird abstrakt. Die historische Typenbildung des Krieges zwingt die Autoren zur Subsumierung selbst dort, wo die Unterschiede überwiegen. Hinter den „neuen Kriegen“ verbergen sich ganz verschiedene Phänomene. Während die Truppen Savimbis in Angola noch einen guten alten, schlechten und grausamen Bürgerkrieg führen, morden die serbischen Tschetniks nach einem Fahrplan der ethnischen Säuberung, terrorisieren tschetschenische Gewalthaufen ihre Umgebung und die russischen Besatzer mit einer Mischung von Stammesstolz und Bandenkriminalität, die sich nur allzu gerne den nach internationaler Solidarität heischenden Deckmantel des religiösen Fanatismus gibt, und leiten die Gewaltunternehmer West- und Zentralafrikas ihre „Kriegs GmbH“, die sich des Titels und der Symbole des Krieges als Markenzeichen bedienen.

Was wir zur Zeit sehen, sind hochkomplexe Polizeiaktionen, aber keine Kriege, wie ZEIT-Herausgeber Michael Naumann bemerkte. Wie verbreitet dieses Reaktionsmuster ist, zeigen die Pläne zur Zukunft von NATO und Bundeswehr. Beide sehen sich nicht mehr als Schutz und Schild nationaler oder kollektiver Sicherheit, sondern als eine Art „bewaffneter Sozialarbeiter in globaler Mission“. ¹² Hinzu kommt, daß westliche Staaten, wollen sie solche Polizeiaktionen erfolgreich durchführen, auf Mittel zurückgreifen, die älter sind als der Krieg. Das jüngste Paradebeispiel dieser Art Polizeiaktion, der Einsatz der Vereinigten Staaten in Afghanistan, konnte nur deshalb so schnell durchgeführt werden, weil es zwei Zeitalter miteinander verband: die modernste Waffentechnologie und die Ausnutzung archaischer Stammesrivalitäten.

Die Schwierigkeiten, die Gewalt nach dem

Ende des Ost-West-Konflikts auf den Begriff zu bringen, rühren aus einer Vermischung der inneren Logik von Reichen und Staaten her. Staaten besitzen *borders*, Reiche haben *frontiers*. Staaten kennen harte, feste Grenzen, Reiche dagegen weiche Grenzen. Staaten, die ihren Bürgern weitgehende wohlfahrts- und sozialstaatliche Ansprüche geben, beruhen auf einer eindeutigen Abgrenzbarkeit von Anspruchsberechtigten und solchen, die keine Ansprüche stellen können. Bei einem Angriff auf eine Staatsgrenze wird mehr verteidigt als ein Stück Boden. Bei Reichen ist und war dies anders. Sie kannten keine umfassende Anspruchsermächtigung des „Reichsvolkes“. *In* und *out* behielten deswegen ihren älteren diffusen Sinn. Reiche hatten eine lange Tradition privater, entstaatlichter Kriegsführung in ihren Grenzregionen. Die Geschichte des Habsburgerreiches, des Zaren- oder des Osmanenreiches bieten dafür reichlich Anschauungsmaterial. Gewalt und Terror, ethnische Säuberung und Bandenkrieg sind vor allem an den Rändern ehemaliger und jüngst zerstörter Reiche ein eingeübtes Muster. Davon zeugen die seit der Entkolonialisierung schwelenden Konflikte in den früheren Kolonialreichen ebenso wie die Lage an den Rändern des ehemaligen Sowjetimperiums. Die Konflikte im Kongo, in Tschetschenien und auch in Afghanistan haben hier ihre Ursache. Bis zur Implosion des Ostblocks und seiner Außenstellen wurden diese Konflikte noch von einer übergreifenden Logik der Blockstabilisierung überwölbt. Seit dem Ende des Ost-West-Konflikts dagegen fallen den Gewaltunternehmern und Sezessionisten die Staaten des Nordens nur noch dann in den Arm, wenn sie allzu offensichtlich deren staatliche Interessen gefährden. Die Semantik des Polizeieinsatzes löst damit auf der Seite der angegriffenen Staaten diejenige der Schlacht ab. Nicht mehr militärische Gegner werden besiegt, sondern die politische Ordnung wird wiederhergestellt. Von einer Entstaatlichung des Krieges kann nur mit Blick auf den Kollektivsingular ‚Krieg‘ gesprochen werden. Dort, wo Kriege im Plural heute stattfinden, hat Staatlichkeit zumeist gar keine Tradition.

Die Rede vom „neuen Krieg“ hat jedoch einen großen Vorteil. Sie macht deutlich, wie nutzlos es ist, sich in alten Sicherheiten zu wiegen. Die „neuen Kriege“ leben davon, daß sie den Staatenkrieg antizipieren, als Folie nehmen, zitieren und gegen den Staat wenden. David ist gegen Goliath mit der Webcam unterwegs. Die Wirkungsmuster der

offenen Gesellschaft können von ihren Feinden benutzt werden. Die Asymmetrie der „neuen Kriege“ führt in ein Dilemma: Je mehr sich der Staat die Gesetze der Kriegsführung von Gewaltunternehmern diktieren läßt, desto stärker verfängt er sich in der Asymmetrie. Je weniger er sich jedoch daran gebunden glaubt, desto mehr weicht er von seinen eigenen Standards der Rechtsstaatlichkeit und demokratischen Transparenz ab. Staaten bergen beides in sich: die Fähigkeit, Krieg zu führen und zu befrieden. Ulrich K. Preuß drückte es umgekehrt aus: „Ohne Staaten gibt es keinen Krieg, aber ohne Staaten gibt es auch keinen Frieden.“

Anmerkungen

- 1 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Werke Bd. 12, Frankfurt a.M. 1970, 481f.
- 2 Vgl. Martin van Creveld, *The Transformation of War*, New York 1991; dt.: *Die Zukunft des Krieges*. Mit einem Vorw. von Peter Waldmann, München 1998.
- 3 Vgl. Mary Kaldor, *New and Old Wars: Organised Violence in a Global Era*, Stanford 1999; dt.: *Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung*, Frankfurt a.M. 2000.
- 4 Vgl. Ulrich K. Preuß, *Krieg, Verbrechen, Blasphemie. Zum Wandel bewaffneter Gewalt*, Berlin 2002.
- 5 Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek 2002; ders., *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*, Göttingen 2002; Erhard Eppler, *Vom Gewaltmonopol zum Gewaltmarkt? Frankfurt a.M. 2002*.
- 6 Vgl. van Creveld (Anm. 2), 35-62.
- 7 Vgl. hierzu Wolfgang Reinhard, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2000, 343-370.
- 8 Vgl. ebd., 357.
- 9 Vgl. Eppler (Anm. 5), 30-49.
- 10 Vgl. Frankfurter Rundschau vom 09.07.2001; Eppler (Anm. 5), 76.
- 11 Vgl. Trutz von Trotha, *Zur Soziologie der Gewalt*, in: ders. (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, Opladen 1997, 16-28.
- 12 Wilfried von Bredow, *Die Zukunft der Bundeswehr*, Opladen 1995, 21.